

Weidelandchaft in Kunst und Kultur

Hans Hermann WÖBSE

Die folgenden Gedanken sollen sich weniger mit dem „vorrationalen und barocken Bayern“ befassen, sondern vielmehr damit, was das Faszinierende an Weidelandchaften im allgemeinen ist, welche Rolle sie in unserer Kultur gespielt haben und immer noch spielen, was sie für unser Denken, für unser physisches und psychisches Wohlbefinden bedeutet haben und immer noch bedeuten.

Wir alle kennen diese fast banal erscheinende Zweiteilung der menschlichen Gesellschaft nach der Handlungsweise bei der physischen Bedürfnisbefriedigung: die Jäger und Sammler nämlich und die, wie uns vorkommt, doch deutlich weiterentwickelten Ackerbauern und Viehzüchter. Wir richten unser Augenmerk unserem Thema entsprechend auf letztere. Die Frage: was kommt danach?, können wir hier allenfalls randlich berühren.

Haltung und Züchtung von Tieren geben Ausdruck vom hohen Niveau der Erkenntnisgewinnung durch intensive und sensible Naturbeobachtung, Ausdruck von dem Wunsch und dem ständigen Bemühen, Zufälligkeiten und sogenannte Launen der Natur auszuschalten oder nutzbar zu machen. Veredlungswirtschaft nennt man das bis heute, wird doch das für uns Un-Verdauliche, zumindest Un-Genießbare, über das Tier zum Lebens-Mittel. Und so entsteht für den Menschen die Einheit von Physis und Psyche. Der Mensch bedarf des Tieres, und das Tier, der Pflege, der Aufsicht, der Fürsorge bedürftig, braucht den Menschen: eine Symbiose, aus der sich die Bedeutung des Hirten leicht erklären lässt. Und dieses nun bestimmt das Gleichnishaft, das die Beziehung des Menschen zu Gott kennzeichnet. Schafe, Lämmer, Böcke, Herden, Hirten, Krippe und Stall, das sind zentrale Begriffe in der jüdischen und der christlichen Religion, im Alten und im Neuen Testament. Das zwischen den Schafen und dem Hirten bestehende Verhältnis wird auf das Verhältnis zwischen den Menschen und Gott übertragen. So etwa im 23. Psalm:

„Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum Frischen Wasser. Er erquicket meine Seele. Er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen. Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich.“⁽¹⁾

Welche Impulse sind von diesen Bildern und Geschichten auf Dichtung und Literatur ausgegangen!

Denken Sie an die wunderbare Tetralogie von Thomas Mann: „Josef und seine Brüder.“ Mit welcher Meisterschaft versetzt er sich in jene Welt des nahen Ostens und Ägyptens, um mit der ihm eigenen meisterhaften Fabulierkunst Historisches mit den immerwährenden Problemen des Menschen, seinen Schwächen, Ängsten und Nöten, mit Macht, Intrige, List und Tücke zu verbinden; dem schmunzelnden Leser Erfahrungen und tiefe Lebensweisheit zu vermitteln.

Um die Beziehung zwischen der antiken Hirten- und Weidekultur und unserer literarischen Kultur in ihrer historischen Kontinuität zu veranschaulichen, möchte ich Ihnen einige Absätze aus diesem Werk von Thomas Mann²⁾ vorlesen, das meiner Meinung nach zum Besten gehört, was Dichtung hervorgebracht hat. Sie kennen die im Alten Testament beschriebene Geschichte von Jacob und Esau, aus der Thomas Mann sein Menschensepos entwickelt hat.

Jacob hat sich in Rahel verliebt und arbeitet bei Laban, seinem Schwiegervater sieben Jahre für sie. Endlich ist es soweit, doch am Morgen nach der Hochzeitsnacht - es war sehr dunkel gewesen in der Kammer - stellt Jacob fest, dass der Alte ihm seine älteste Tochter, die triefäugige Lea untergeschoben hat. Für Rahel muss Jacob nun nochmals sieben Jahre arbeiten. Als diese um sind, geht es um einen neuen Vertrag. Es ist wunderbar, wie die beiden Schlitzohren um der Ausnutzung der Qualitäten des jeweiligen Gegenüber willen sich übers Ohr zu hauen versuchen.

„Du hast mir gedient um die Weiber sieben und sieben Jahre nach unserem Verträge, der ruht bei den Teraphim. Seit Jahren aber, ich glaube seit sechsen, sind überaltert Abkommen und Urkunde, und ist kein Recht mehr, sondern nur noch Gewohnheit und Schlendrian, dass keiner mehr weiß, woran er sich halten soll. ...Du hast auf deine Seite gebracht allerlei Güter und Wirtschaftswerte, die ich nicht zählen will, da sie nun dein sind... Denn es ist eine Leistung ihres Lohnes wert, nur muss man ihn regeln. Darum nun, so wollen wir hingehen und einen neuen Vertrag schließen auf vorläufig aber sieben Jahre, und siehst mich verhandlungsbereit in betreff jeder Bedingung, die du gesonnen bist, mir zu stellen.“

Hier lasse ich ein Stück aus. Die ausführliche Erzählweise eines Thomas Mann passt nicht zur Zeitdisziplin einer wissenschaftlichen Arbeitstagung.

„Da nannte denn Jaakob seine Forderung und sprach aus, was er wollte, wenn er das eine oder andere Jahr noch bliebe. Laban hatte manches erwartet, doch dieses nicht. Er war im ersten Augenblick wie vor den Kopf geschlagen, und sein Sinn rang hastig danach, die Forderung erstens recht zu verstehen und zweitens durch

die nötigsten Gegenzüge sofort ihre Tragweite einzuschränken.

Es war die berühmte Geschichte mit den gesprenkelten Schafen, tausendmal wiedererzählt an Brunnen und Feuern, tausendmal besungen und ausgetauscht im Schönen Gespräch zu Ehren Jaakobs und als Meisterstreich geistreicher Hirtenanschlägigkeit, diese Geschichte, deren auch Jaakob selbst im Alter, wenn er alles besann, nicht gedenken konnte, ohne dass seine feinen Lippen sich lächelnd im Barte kräuselten... Mit einem Wort, Jaakob verlangte die zweifarbigen Schafe und Ziegen, die schwarz-weiß-gefleckt nicht die vorhandenen - die Sache ist recht zu verstehen! - , sondern was scheckig fallen würde in Zukunft von Labans Herden, das sollte sein Lohn sein und geschlagen werden zu dem Privatbesitz, den er sich von langer Hand her in des Oheims Diensten erworben. Es lief auf die Teilung der von nun an zu züchtenden Tiere hinaus zwischen Bas und Knecht, wenn auch nicht gerade zu gleichen Hälften; denn die große Masse der Schafe war weiß und nur eine Minderzahl scheckig, so dass denn Jaakob auch tat, als handle es sich um eine Art von Ausschuss. Doch wußten beide genau, dass die Gesprenkelten geil und fruchtbar waren vor den Weißen, und Laban sprach das auch aus mit Entsetzen und Hochachtung, gebrochen von des Neffen Kunst und Unverschämtheit im Fordern. „Dir fallen Dinge ein!“ sagte er. „Es ist, dass einem Manne Hören und Sehen vergehen könnte bei deinen Artikeln! Die Gesprenkelten also, die hervorragend Geilen? Es ist stark. Nicht, dass ich nein dazu sagte, misshöre mich nicht! Ich gab dir die Forderung frei und stehe zu meinem Wort.“

Dann besteht der gerissene Laban darauf, dass die Herden drei Tagereisen getrennt voneinander gehütet werden sollten, wobei er Jacob die weißen Tiere zuteilte, von denen gesprenkelte Lämmer nicht zu erwarten sind.

„Man darf nicht glauben,“ so heißt es bei Thomas Mann weiter, „dass Jaakob auf seinen profunden Schlich, wie geschecktes Vieh zu erzielen sei, auch wenn weißes allein mit weißem sich mischte, erst nach geschlossenem Verträge verfallen wäre, um diesen recht für sich auszubeuten. Der Gedanke war ursprünglich zweckfrei gewesen, ein Spiel des Witzes, erprobt rein um der Wissenschaft willen, und jener Abschluss mit Laban galt eben nur seiner geschäftsklugen Anwendung. Der Einfall ging in die Zeit vor Jaakobs Hochzeit zurück, da er ein wartend Liebender und sein Züchterverstand am wärmsten und hellsten gewesen war, er war jenem Dauerzustand sympathievoller Eingebung und inniger Intuition entsprungen... Er entdeckte das Phänomen des mütterlichen Sichversehens. Er probte aus, dass der Anblick von Scheckigem sich bei der läufigen Kreatur auf die Frucht warf, die sie bei solchem Anblick empfing, und dass Scheckig-Zweifarbene danach zutage trat. Seine Neugier war, man muß das betonen, rein ideeller Art, und mit durchaus geistreichem Vergnügen verzeichnete er im Gang seiner Versuchsreihen die zahlreichen Fälle bestätigenden Gelingens. Ein Instinkt bestimmte ihn, seine Einsicht in den Sympathiezauber vor aller Welt und auch vor Laban geheimzuhalten; aber wenn auch der Gedanke, aus dem verborgenen Wissen eine Quelle entscheidend-ausgiebiger Selbstbereicherung zu machen, sich zeitig anschloss, so war er doch sekundär und verdichtete sich erst, als der Zeitpunkt neuen Vertragsschlusses mit dem Schwiegervater heranrückte.

Den Hirten freilich im Schönen Gespräch war die Praktik alles, der Pfiff und Kniff geriebener Übervorteilung. Wie Jaakob den Maßregeln Labans ein Schnippchen geschlagen und ihm systematisch das Seine ausgespannt; wie er Stäbe von Pappeln und Haselsträuchern genommen, weiße Streifen daran geschält und sie in die Tränkrinnen vor die Tiere gelegt habe, die zu trinken kamen, wobei sie sich zu begatten pflegten; wie sie über den Stäben empfangen und dann gesprenkelte Lämmer und Zicklein geworfen hätten, obgleich sie selber einfarbig gewesen; und wie Jaakob dies namentlich beim Lauf der Frühlingsherde angestellt habe, während die Spätlinge, weniger wertbare Ware also, Labans sein mochten: das sangen und sprachen sie einander zu mit Lautenbegleitung und hielten sich die Seiten vor Lachen über die kostbare Prellerei. Denn sie besaßen nicht Jaakobs Frömmigkeit und mythische Bildung und kannten den Ernst nicht, mit dem er dies alles durchgeführt: erstens, um nach Menschenpflicht Gott dem König beim Erfüllen seiner Wohlstandsverheißung behilflich zu sein, und dann, weil Laban, der Teufel, betrogen sein musste, der ihn betrogen hatte im Dunkeln mit der stattlichen, doch hundsköpfigen Lea; weil es galt, der Vorschrift gerecht zu werden, nach der man die Unterwelt nicht anders verließ als mit den Schätzen beladen, die dort so reichlich neben dem Kote ausgebreitet lagen.

So war es: Es waren drei Herden, die weideten, - die weiße, die Jaakob hütete, die bunte und die schwarze, über die Labans Söhne den Stab führten, und Jaakobs Eigenbesitz an Vieh, ihm zugewachsen im Lauf der Jahre in Handel und Wandel, den seine Unterhirten und Knechte ihm hüteten und zu welchem jeweils geschlagen wurde, was scheckig fiel von Seiten der Sprenklichen und der bezauberten Weißen. Und wurde der Mann auf diese Weise dermaßen schwer, dass es ein Gerede und eine Ehrfurcht war durch diese ganze Gegend hin, wieviel Schafe, Mägde und Knechte, Kamele und Esel er nachgerade sein eigen nannte. Er war zuletzt viel reicher als Laban, der Erdenkloß, und als alle Wirtschaftshäupter, die dieser einst zur Hochzeit geladen.“

So weit Thomas Mann mit seinen Auslassungen über Weiden, Vieh und Hirten. Es geht wohl vielen so, dass sie fasziniert sind von den Geschichten, von der Sprache des Alten Testaments. Immer wieder ist Ästhetisches unmittelbar angesprochen. Sie kennen das Hohelied Salomos. Ich mag es mir nicht versagen, wenigstens einen kleinen Ausschnitt daraus zu zitieren. Auch hier das Bukolische:

„Siehe, meine Freundin, du bist schön! Siehe, schön du bist du! Deine Augen sind wie Taubenaugen hinter deinem Schleier. Dein Haar ist wie eine Herde Ziegen, die herabsteigen vom Gebirge Gilead. Deine Zähne sind wie eine Herde geschorener Schafe, die aus der Schwemme kommen: alle haben sie Zwillinge, und keines unter Ihnen ist unfruchtbar. Deine Schläfen sind hinter deinem Schleier wie eine Scheibe vom Granatapfel. Deine Lippen sind wie eine scharlachfarbene Schnur, und dein Mund ist lieblich. Dein Hals ist wie der Turm Davids, mit Brustwehr gebaut, an der tausend Schilde hängen, lauter Schilde der Starken. Deine beiden Brüste sind wie junge Zwillinge von Gazellen, die unter den Lilien weiden...*Du bist wunderbar schön, meine Freundin, und kein Makel ist an dir.*“⁽³⁾

Die **Schäferdichtung**, eine eigene Kategorie in der deutschen und mitteleuropäischen Literaturgeschichte, brachte Lyrik, Romane und Dramen hervor, die eine idyllische, idealisierte, romantische Schäferwelt zum Inhalt hatte. Zurückgreifend auf die bukolische Dichtung der Antike, insbesondere der hellenistischen und römischen Zeit, die die schlichte Welt der Hirten als Gegensatz zum Stadtleben darstellte, vielleicht als ein Nebenereignis im Gefolge der Renaissance, steht sie in enger Verbindung zum Gesellschaftsideal der Barockzeit. Im nachfolgenden Rokoko setzt sich der Trend einer Abkehr von der Hirten- und Schäferrealität fort, mit der allerdings schon der römische Dichter Vergil in seinen *Bucolica* oder in seinem Lehrgedicht „*Georgica*“ harte Arbeit verbunden hatte, eine Welt, die sich nun als Scheinwelt von Idylle und verspielter Schäferlyrik mit luftigen Gewändern, geschminkten Gesichtern und gepuderten Perücken einer privilegierten Gesellschaftsschicht zuwandte, um ihr als angenehmer Zeitvertreib zu dienen. Man denke etwa an das Singspiel „*Bastien und Bastienne*“ von Wolfgang Amadeus Mozart.

Was wäre die europäische Kultur ohne die Hirten, ohne die Tiere, ohne diesen zentralen Bestandteil des Neuen Testaments. Wir alle haben die Weihnachtsgeschichte des Lukas im Ohr: „Und es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herde.“ Und der Engel schickt sie auf den Weg: „Und das habt zum Zeichen: ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen.“ Die Krippe als Symbol für die frohe Botschaft, das Evangelium. Hirten und Weidewirtschaft als Grundlage christlich-abendländischer Kultur.

Aber auch Pan, der Hirtengott aus älterer Zeit, die Stunde des Pan, die Mittagsstunde, in der alles schläfrig der kommenden Kühle entgegendämmert, die Panflöte, all das spielt in der abendländischen Kultur eine große Rolle. Pan und Faun, sein römisches Pendant, Schutzgott der Herden, haben in Dichtung, Malerei und Musik ihren Platz, so im „*Nachmittag eines Fauns*“ von Claude Debussy. Was da idealisiert wird, ist die phantasievolle, mythologische, die mußevolle Seite im sonst harten Hirtendasein.

Das Pendant zur Schäferdichtung in der Literatur ist die **Pastoralmusik** in der Musikgeschichte. Die Pastorale⁴⁾ hat ihren Ursprung im weihnachtlichen Musizieren der sogenannten Pifferari. Die Pifferari waren schalmespielende Hirten, die im Advent aus Kalabrien und aus den Abruzzen nach Rom zogen, in Erinnerung an die Hirten von Betlehem vor Madonnenbildern spielten und sangen. Den typischen Klangcharakter dieser Weisen kennen wir von Frescobaldi oder aus dem Messias von Georg Friedrich Händel. In weihnachtlichen Instrumentalkonzerten taucht die Pastorale als Satzbezeichnung auf, so bei Corelli, Locatelli, Torelli oder bei Manfredini mit der

klangvollen Bezeichnung „*Pastorale per il Santissimo Natale*“ Häufig, wie eben bei Manfredini (an dieser Stelle müsste ich Ihnen eigentlich ein paar musikalische Hörerlebnisse vermitteln, was leider nicht möglich ist!) handelt es sich um die Satz- und Tempobezeichnung *Largo*. *Largo* heißt weit oder breit, breit angelegt, mit langem Atem. Neben diesem ruhigen Dreivierteltakt sind die Kompositionen auffallend heiter und fröhlich, woran die von den Blasinstrumenten bestimmte Tonart F-Dur, die zugleich herbstliche Assoziationen und Farben wie blau-grün oder blau mit silbergrau nahelegt⁵⁾, nichts zu ändern vermag.

Vivaldi hielt sich nicht so konsequent an die bevorzugte Tonart der Hirteninstrumente, vielleicht weil er noch ein wenig fröhlicher, überschäumender als seine Zeitgenossen war, dies auch darstellen wollte: so ist sein „*Concerto La pastorella*“ (RV 95) in D-Dur oder von den sechs Sonaten für Flöte und Basso continuo (op. 13) drei in C-Dur, der strahlenden Tonart, die Mozart als die einzig mögliche für seine „*Jupiter-Sinfonie*“ erschien. Die vierte der genannten sechs Vivaldi-Sonaten, deren dritter Satz mit „*Pastorale*“ überschrieben ist, steht in A-Dur, dem die Farbpsychologie rot und gelb zuordnet.

Bach hielt sich (beide waren eben sehr verschiedene Typen, evangelisch der eine, katholisch der andere mit den jeweils korrespondierenden verschiedenen Gefühlswelten) an das F-Dur der Hirtenmusik, etwa in seiner mit „*Pastorella*“ bezeichneten Orgelkomposition (BWV 590). Ebenso (er darf auf keinen Fall fehlen in dieser fragmentarischen Aufzählung) Ludwig van Beethoven. Jeder kennt sie, die „*Pastorale*“, die Symphonie Nr. 6. Wir wissen von einem Zeitgenossen Beethovens, dass eine Landschaft bei Wien zwischen Heiligenstadt und Nussdorf mit einem anmutigen Wiesental, das von einem sanft murmelnden Bach durchzogen und streckenweise mit hohen Ulmen besetzt war, den Komponisten mit Inspirationen zum zweiten Satz versorgt habe⁶⁾, der mit „*Szene am Bach*“ überschrieben ist. Wir kennen den vierten Satz, der „*Gewitter und Sturm*“ zum Inhalt hat, haben das Zucken der Blitze im Ohr, die verzögerten, aber doch unmittelbar folgenden Donnerschläge, das langsame Abklingen, das in ein choralähnliches Flötensolo mündet, welches zum heiteren Leitmotiv des folgenden Allegretto überleitet, welches die Bezeichnung „*Hirtengesang*“. Frohe und dankbare Gefühle nach dem Sturm“ trägt.

Über die **Malerei** könnte man in diesem Kontext ebenfalls lange reden, könnte zum wiederholten Male die Frage stellen, ob sie ein Abbild sei vergangener Realität oder ob sie eine Idealvorstellung verkörpere, die als Grundlage für kommende Realisierung darstelle. Ich möchte Ihnen nur ein paar zufällig ausgewählte Bilder zeigen, die sich mit dem Thema zwischen 1500 und 1900 befasst haben.

Das Bild des italienischen Malers Vecchio zwischen 1480 und 1525 (Abb. 1), ist geprägt von der alttestamentarischen Schilderung von Jacob und Rahele, mit der Thomas Mann sich befasst hat, eine biblische Szenerie, übertragen in eine südeuropäische Gegend im späten Mittelalter, Rinder und Schafe, im Hintergrund links eine aufgelichtete Waldlandschaft, deren Parkcharakter sicher durch die Beweidung entstanden ist.

Im Bild von Gainsborough (Abb. 2), die Tränke (1777), wird Wasser als wichtiges Element einer Weidelandchaft verdeutlicht. In der Darstellung seiner vegetativen Elemente hat dieses Bild manche Ähnlichkeit mit Rembrandtschen Gemälden, gleichzeitig ist es typisch für manche ähnliche Situation in der Malerei der Barockzeit.

Das nächste Bild von Hackert (Abb. 3), ein Jahr später entstanden, zeigt eine italienische Landschaft (1779) mit klassischer Tempel- und Bergkulisse mit einem Hirten in sehr entspannter Arbeitshaltung.

Das Bild von Koch (Abb. 4, Heroische Landschaft mit Regenbogen), gemalt 1805, weist in seiner Darstellung in eine weiter zurückliegende Zeit. Es ist sozusagen ein Stück klassischer Schäferidylle, in welches man eine ganze Geschichte hineinträumen könnte, wie der schalmeiende Hirte versucht, die Schäferinnen zu bezirzen und für sich einzunehmen und so weiter, und so weiter.

Ganz anders das Bild von Constable (Abb. 5, View at Epsom, 1809), nur vier Jahre später entstanden, eine Weidelandchaft, die deutlich Merkmale eines klassischen englischen Landschaftsgartens aufweist.

Als nächstes eine sozusagen klassische Gebirgslandschaft von Oehme (Abb. 6). Das Wetterhorn mit Bergspitzen und Almen, wobei in diesem Fall das Vieh hinzugedacht werden muss. Für die Fichte beginnt hier offensichtlich die Kampfzone; klimatisch oder immissionsbedingte Waldschäden dürfte es 1825 noch kaum gegeben haben.

Ein weiterer Constable von 1850 (Abb. 7, Near Stoke-by-Nayland). Eine Weidelandchaft ganz anderen Charakters: der Struktur der Bäume nach zu urteilen, dürfte es sich um einen Flussauenbereich handeln.

Das Bild von Feuerbach (Abb. 8, Landschaft mit Ziegen), 1873 gemalt, hat eher etwas theaterkulissenhaftes. Es zeigt eine kärgliche Weidelandchaft, wie oft in jener Zeit mit Erosionsansätzen. Am Menschenwerk ist der Zahn der Zeit erkennbar, das ganze extensiv genutzt, ein Landschaftsausschnitt, der die sehr begrenzte Aufmerksamkeit dokumentiert, die die Gesellschaft ihr widmet. Mit dem Ende des zweiten Drittels des 19. Jahrhunderts werden die von Hirten gehüteten Herden seltener. Was bleibt, sind die Käthner, Köthner, Brinksitzer, Anbauern, Tagelöhner oder sonstigen kleinen Leute an Wegrändern und die damals häufig gehüteten Kühe, wie sie Otto Moderohn 1888 gemalt hat (Abb. 10, Schattiger Holweg).

Das Bild (Abb. 9, Weidelandchaft mit roter Kuh) das Wilhelm Busch 1888 malte, jener Wilhelm Busch, der in seinem Werk die kleinbäuerliche Welt um die Jahrhundertwende oft als Hintergrund für seine humorvollen Lebens- und Situationsbeschreibungen verwendet hat, zeigt ebenfalls solche „Kleine-Leute-Kühe“

Zur Kultur gehört, last not least, die **Gartenkultur**. Die Anschauung von Weidelandchaft war zu Zeiten, da die „wilde, ungebändigte“ Natur dem Menschen noch als etwas Bedrohliches galt, das man sich, biblischem Auftrag gemäß, untertan machen sollte, das es noch nicht, wie den Garten, zu bebauen und zu bewahren galt, etwas Überschaubares, Vertrautes und zugleich Geheimnisvolles, das grün und dem Leben förderlich erschien. Zugleich ein ästhetisches und ein Gefühl von Sicherheit vermittelndes Phänomen.

Der Barockgarten, Ausdruck von Absolutismus, Naturbeherrschung und Macht, wurde abgelöst vom Englischen Landschaftsgarten, wobei ein sicher sehr wichtiges Vorbild die Weidelandchaft mit Wiesen, Wasser, Gehölzgruppen und Bäumen gewesen ist, die sich unter ebendiesen Bedingungen zu malerischen, charaktervollen, eigenartigen Individuen entwickeln konnten. Capability Brown, Fürst Pückler, Lenné, sie machten die Aisthesis, die sinnliche Wahrnehmung zur Vorstellungsgrundlage, entwickelten danach Gärten wie in Muskau, in denen es der Phantasie des Betrachters überlassen bleibt, wo die gestaltete Landschaft aufhört und die bäuerliche, die nur genutzte, anfängt.

Da scheint ein Bruch zu sein zwischen Dichtern, Komponisten, Malern auf der einen und Gartenkünstlern, Landschaftsplanern auf der anderen Seite. Erstere setzen sich auseinander mit etwas Vorhandenem, weisen ihnen durch diese Auseinandersetzung Werte zu, stellen sie dar, wollen sie bewahren. Die zweite Gruppe schafft, bezogen auf den Gegenstand, Neues, welches gleichwohl an Altem sich zu orientieren sucht. Vielleicht stehen zwischen beiden Gruppen die klassischen Naturschützer, die etwas Vorhandenes retten, bewahren, sichern möchten als Lebensraum für Pflanzen und Tiere, als Lebensgrundlage ihrer eigenen Spezies. Ob sie für Entwicklung, Gestaltung, für kulturelle Kontinuität so sehr viel übrig haben, ob sie nicht über sicherlich sehr Wichtigem Entscheidendes für unsere Persönlichkeit übersehen, ist eine Frage, die sich mir - dabei gehöre ich doch selber zu ihrer Zunft - bisweilen aufdrängt.

Bevor wir denn, alle miteinander, darüber nachdenken, was zu tun sei für Bukolien, möchte ich noch einige Gedanken äußern, warum denn das Bukolische zu dem wurde, was es geworden ist, was wir einbeziehen müssen, um zu einem bewahrenden Verhalten zu gelangen.

Das ist zum einen das **Grün**. Grüne Farbe als Inbegriff des Lebendigen. Das Chlorophyll macht es möglich, aus Kohlenstoff, der sich in der Luft befin-

det, in Verbindung mit Wasser und Sonnenenergie organische Substanz zu produzieren, Sonnenenergie zu speichern. Erdöl, Kohle, Erdgas, unsere heutigen Energieen: das alles waren einmal grüne Pflanzen, gespeicherte Sonnenenergie. Die Energiegewinnung im menschlichen Körper, sie ist der umgekehrte Vorgang der Photosynthese. Wir leben davon: von Spinat, Kopfsalat, Kartoffeln, Weizen, Soja, Kaffee, Wein, oder eben Gräsern und Kräutern, von den Tieren zu Schnitzeln und Steaks oder Lachsfilets umgewandelt. So die Lebensmittel. Holz und Holzkohle waren durch Jahrhunderte die Energieträger. Heute sprechen wir von „nachwachsenden Rohstoffen“ Solches Wissen schwingt mit, wenn wir Grün sehen.

Und dann ist Grün für uns auch ein Qualitätskriterium: es signalisiert Wachstum und Gesundheit, oder aber, wenn aus grün dunkelblaugrün wird, Stickstoffüberschuss, Mastigkeit und Instabilität. Beim Verblässen, Ausbleichen, bei einer Verschiebung zum Gelb hin signalisiert uns die Farbe Nährstoff- und Wassermangel oder Schädlingsbefall.

Du weidest mich, sagten die Alten, auf einer grünen Aue und führst mich zum frischen Wasser. Frisches **Wasser**, ein zweiter wichtiger Punkt: Wasser als Grundvoraussetzung für Leben. **Leben** ist ja eine Grenzflächenerscheinung. Leben ist entstanden zwischen Wasser und Land. Wir haben das verinnerlicht: Wasser hat für uns einen ganz besonderen Reiz, eine ganz charakteristische, eigenartige Wirkung. Der Mensch weiß seit altersher um die Bedeutung des Wassers. Quellen waren heilige Orte, Wohnort der Nymphen, der Najaden, jener weiblichen, sehr volkstümlichen Naturgottheiten, die im Gefolge der Artemis, des Hermes, des Dionysos oder Pan, als Spenderinnen der Fruchtbarkeit oder als Geburtsgöttinnen in Höhlen, Grotten und an Quellen kultisch verehrt wurden. Wer eine Quelle verunreinigte, wurde in der Antike hart bestraft. Man verunreinigte sie eben nicht, weil man sich ihrer Bedeutung bewusst war.

Grün und Wasser waren die entscheidenden Medien für **Hirten** und **Vieh**. In unseren Breiten gab es bis ins vorige Jahrhundert hinein Hirten, die das Vieh in die um die Dörfer gelegenen **Allmenden** trieben. Allmenden waren allen gemein, nicht abgegrenzt oder eingezäunt, es sei denn, es ging um Vorrechte, herrschaftliche Besitzungen, für die Hirten gekennzeichnet durch Wall und Graben, deren Übertretungsverbot sie peinlich genau einzuhalten hatten.

Dem klassischen Bukolien entsprachen eher die **Almen** der Gebirgsländer. Und diese hatten ihren eigenen Ruf. Besonders ihre Sennerinnen, wurden ihres Milchzeugs wegen (wie Ludwig Thoma das auszudrücken pflegte) zum Gegenstand der Männerphantasien, nicht allein prachtvoll kraftstrotzender Bergbauernburschen, sondern auch jener bläßlicheren Typen des Flachlands, die der festen Meinung waren, es gehörte zur zünftigen Ausstattung für das Bergland in jedem Falle eine Leiter. Die Almen als Objekt ei-

ner gleichermaßen der Selbst- und Arterhaltung entsprechenden Begierde. Die Vorurteile halten sich hartnäckig bis in die Nachtprogramme zweit-, besser: drittklassiger Fernsehanstalten.

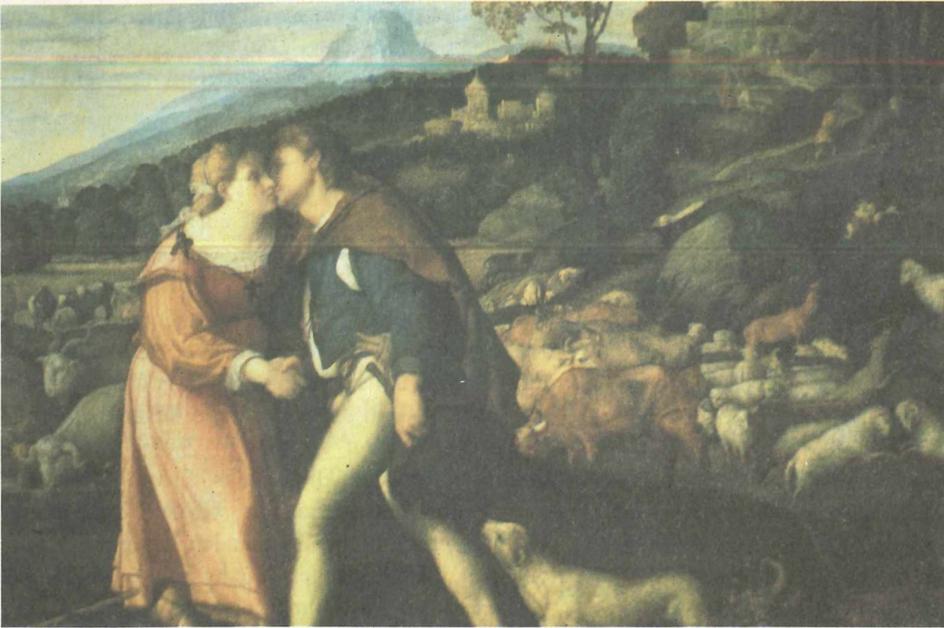
Als in der Vergangenheit die Viehherden kleiner wurden und der Bauer selbst auf seine Tiere zu achten hatte, wurden die Weideflächen in zunehmendem Maße eingefriedet. Die damit verbundenen Probleme werden deutlich, wenn man sich vor Augen führt, dass es damals keinen Stacheldraht, geschweige denn Elektrozäune gab. Es waren aufwendige Maßnahmen erforderlich, um zu verhindern, dass das Vieh sich davonmache und dabei wertvolle Ackerfrüchte ruinierte. Man schuf zu diesem Zweck damals in Schleswig-Holstein die Knicks, Erdwälle mit entsprechender Bepflanzung, die, wie der Name sagt, in bestimmten zeitlichen Abständen geknickt wurde, oder im nordwestlichen Niedersachsen die Wallhecken, wofür im Rahmen der Verkoppelungsmaßnahmen genaue Anweisungen für die Herstellung und Pflege gegeben wurden. Darüber hinaus gab es unterschiedlichste geflochtene Hecken oder bei entsprechender Geologie Natursteinmauern. Später bestimmten lange Zeit Holzpfähle mit mehreren Reihen Stacheldraht das Landschaftsbild, und gegenwärtig ist man durch den Elektrozaun relativ beweglich geworden, weil das erforderliche Material leicht zu transportieren ist.

Mit Einführung der **Stallhaltung** wurden die Weiden, zuerst für Schweine, dann in zunehmendem Maße für Mastrinder und Milchvieh überflüssig. Mais, Silage, Sojaschrot wurden die Grundlage für unaufhaltbare Ertragssteigerungen, von denen abzulassen aussichtslos erscheint.

Heute erfreuen sich Wiesen und Weiden einer wachsenden Beliebtheit, die in demselben Maße zu steigen scheint, wie ihre Fläche sich verringert. Neben dem Arten- und Biotopschutz erweitert sich die Bedeutung einer ästhetischen Betrachtung, derer sich die Werbung pffiffig, flink und skrupellos bedient.

Die Ästhetik lebt aus der Vielfalt von Farben und Formen, von Abwechslung, Überraschung durch Unerwartetes. Die überschaubaren Räume und Strukturen vermitteln das Gefühl von Geborgenheit.

Das **Zeiterleben** von Weiden ist divers und homogen zugleich. Der Aspektwandel, geprägt von Artenvielfalt und jahreszeitlichen Veränderungen geht einher mit einer hohen Verlässlichkeit, der Präsenz von Hecken, Gebüsch, Baumindividuen, die man kennt, die zu Gefährten des eigenen Lebensweges werden: der Holunderbusch auf eutrophiertem Standort neben dem Viehunterstand, der jedes Jahr zur selben Zeit blüht und duftet, die alte Linde, die mit ihrer Blütenfülle den Beginn des Sommers signalisiert, die Brombeeren, um deren aromatischer Süße willen sich das Zerkratzen lohnt. Im Frühherbst dann die Champignons, welche sich eher zu Pferden hingezogen fühlen als zum Rindvieh. Man kennt das



**1: Palma Vecchio (1480-1528):
„Jakob und Rachel“**

Abbildung aus: Meisterwerke aus Dresden. Gemäldegalerie Alte Meister. E. A. Seemann, Leipzig 1993, S. 15.



**2: Thomas Gainsborough:
„Die Tränke (1777)“**

Abbildung aus: WALTHER, Ingo F. (Hrsg): Malerei der Welt, Bd. 1. Von der Gotik bis zum Klassizismus. Benedikt Taschen Verlag, 1995, S. 384.



**3: Philipp Hackert:
„Italienische Landschaft“
(1778)**

Abbildung aus: SCHRADE, Hubert: Deutsche Malerei der Romantik. Deutscher Bücherbund Stuttgart-Hamburg, 1967, S. 51.

**4: Joseph Koch:
„Heroische Landschaft mit
Regenbogen“ (1824)**

Abbildung aus: NEIDHARDT,
Hans Joachim: Deutsche Male-
rei des 19. Jahrhunderts. E. A.
Seemann Verlag, Leipzig, 1990,
S. 83.



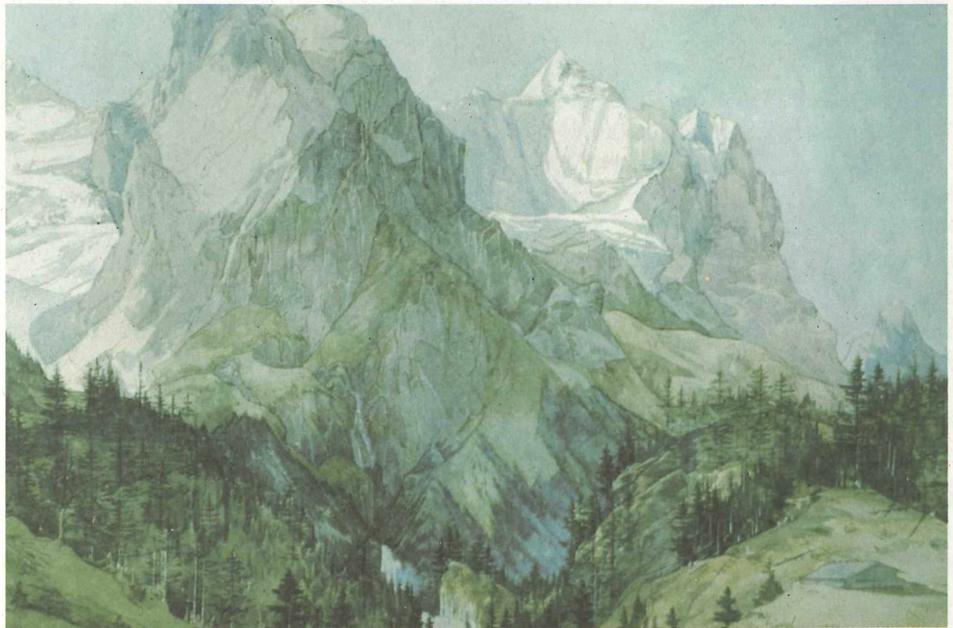
**5: John Constable:
„View at Epsom“ (1809)**

Abbildung aus: PARRIS, Leslie:
The Tate Gallery Constable Col-
lection. A catalogue. London,
1981, S. 37.



**6: Ernst Ferdinand Oehme:
„Das Wetterhorn mit dem
Rosenlaur-Gletscher“ (1825)**

Abbildung aus: RIEMANN,
Gottfried und Klaus Albrecht
SCHRÖDER (Hrsg.): Von Cas-
par David Friedrich bis Adolph
Menzel. Aus der Nationalgalerie
Berlin. Prestel Verlag, München,
1990, S. 209.





7: John Constable:
„Near Stoke-by-Nayland“
(ca. 1850)

Abbildung aus: PARRIS, Leslie:
The Tate Gallery Constable Col-
lection. A catalogue. London,
1981, S. 195.



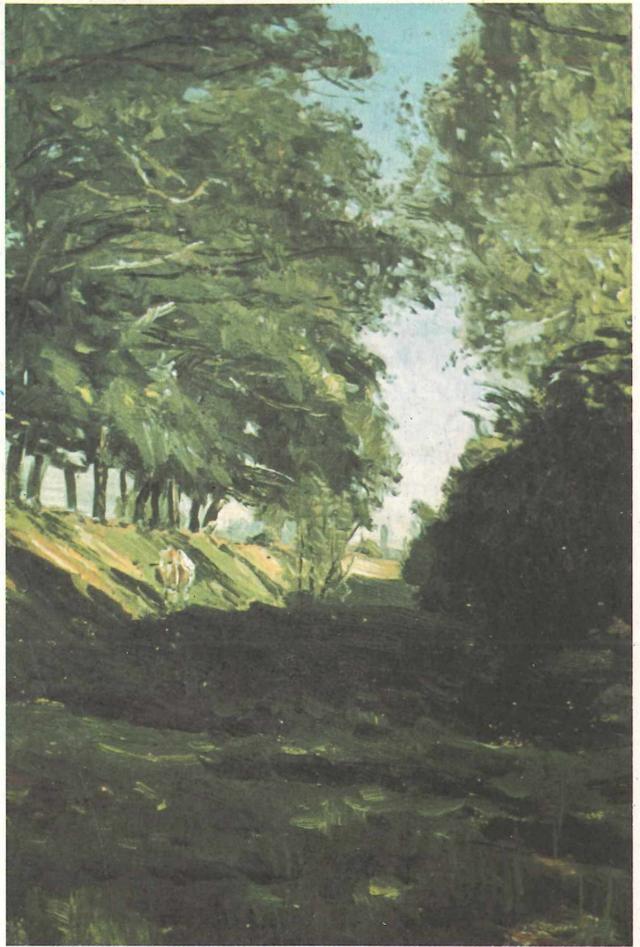
8: Anselm Feuerbach:
„Landschaft mit Ziegen“
(1873)

Abbildung aus: NEIDHARDT,
Hans Joachim: Deutsche Male-
rei des 19. Jahrhunderts. E. A.
Seemann Verlag, Leipzig, 1990,
S. 192.



9: Wilhelm Busch:
„Weidelandschaft mit roter
Kuh“ (1885/1890)

Abbildung aus: NEIDHARDT,
Hans Joachim: Deutsche Male-
rei des 19. Jahrhunderts. E. A.
Seemann Verlag, Leipzig, 1990,
S. 185.



**10: Otto Modersohn:
„Schattiger Hohlweg“ (1888)**

Abbildung aus: Otto Modersohn: Monographie einer Landschaft. Hoffmann & Campe, Hamburg, 1978, s. 51.

alles und weiß es zu schätzen. Dazu die Tiere, alle ein wenig neugierig, schließlich müssen sie doch schauen, wer diesmal am Gatter steht. Man reicht ihnen einen abgerupften Leckerbissen hinüber, krault sie ein wenig, klopft den Hals. Die Freude am ungelenkten Herumtollen der Fohlen, diese juvenile Unsicherheit, die voller Lebensfreude ist. Im Frühherbst der Bodennebel, aus dem die Kühe gerade noch mit Kopf und Rücken herausragen, oder der Mond, der alles in einem hellen und zugleich geheimnisvollen matten Licht erscheinen lässt, das silbrig wirkt, fast ohne Farbe, allenfalls grau-grün, eben pastoral: F-Dur.

Lange Zeit waren Weiden ein stabiles Element in der **Kontinuität** landschaftsbildlichen Wandels. Eine archaische, der Einheit von Mensch, Tier und Pflanzengesellschaften sehr gemäße Form der Landnutzung. Nun gab es in der Menschheitsgeschichte immer wieder Sprünge: die Erfindung des Rades; des Pfluges, des Verbrennungsmotors, des **Kunstdüngers**, der **Herbizide**. Der Mensch versetzte sich selbst in die Lage immer mehr zu können, die Natur zu beherrschen. Das colere, das in unserem Wort Kultur steckt, das nichts anderes bedeutet als bebauen, pflegen, bewahren, etwas weiterzugeben, was sich für die Erhaltung von Leben als förderlich erwiesen hat, wird heute allenfalls der Bildenden Kunst

zugebilligt. Der Bauer, im ursprünglichen Sinne ein Kulturschaffender, bezeichnet sich selbst heute - ich halte das für äußerst dumm, ja, geradezu fatal - als Landwirt. Der Landwirt bewirtschaftet Land nach ökonomischen Kriterien, erzielt Erträge, Überschüsse, Gewinne, erzeugt allenfalls Nahrungs-Mittel, aber schon lange keine Lebens-Mittel mehr. Immer mehr, ist die Devise. Unsere Sprache ist da sehr sensibel. Wir reden nicht mehr von Morgen, ein Flächenmaß, das die Beziehung zwischen dem Menschen und der bearbeiteten Fläche wiederspiegelte, wir reden von Hektar, das sind eben 100 mal 100 Meter, was durchaus kein menschliches Maß ist, womit sich aber gut rechnen lässt. Der Vorteil der unendlichen Leichtigkeit maschineller Handhabung von Zehnerpotenzen darf nicht unterschätzt werden. Und so ist denn heute im Gegensatz zur Zeit, als man für eine Stute mit Fohlen 4 Morgen brauchte, von 1,5 GVE pro ha die Rede. Woran denkt man, wenn von einer halben Großvieheinheit die Rede ist? *Honni soit qui mal y pense (Ein Schelm wer Arges dabei denkt)*.

Und dann der **Fortschritt** mit seinen technischen Möglichkeiten. Ertragssteigerungen: eine einzige Stickstoffdüngung, so habe ich mir sagen lassen, sei in der Lage, eine ganze Reihe typischer Arten wie Enzian zu unterdrücken und zu verdrängen. Sicher

müssen wir immer danach fragen, was wird aus dem Bauern, wenn er nicht die Möglichkeit hat, sich den Markterfordernissen, den Globalisierungserfordernissen (ein Begriff, den uns Industrie und Politik als Rechtfertigung für schmerzliche Eingriffe auf der einen und Gewinnmaximierung auf der anderen Seite einzureden versuchen) anzupassen⁷⁾. Aber, diese Frage muss genauso eindringlich gestellt werden, ist es nicht ein Stück landschaftlicher oder Landeskultur, die der Ökonomie geopfert wird, ein Stück historischer Kulturlandschaft nach dem andern, das der Uniformierung, der Monotonie weicht? Gibt es denn den gesellschaftlichen Konsens, dass es sich bei Weiden und naturnahen Wiesen um ein Stück Kultur handelt, das es zu bewahren gilt? Gibt es den Konsens, dass etwas Wertvolles immer auch seinen Preis hat? Und gibt es einen Konsens darüber, dass diesen Preis jene zahlen, denen dieser Wert zufließt? Oder sollen ihn über das Verpflichtende hinaus, das Eigentum den Eigentümern auferlegt, jene entrichten, die bei eingeschränktem Verfügungsrecht nur noch etwas hervorbringen vermögen, was keiner mehr haben will?

Das **Naturschutzgesetz**, und das sollten **Landschaftsplaner** deutlich hervorheben, erteilt nicht nur den Auftrag zur Sicherstellung der nachhaltigen Nutzbarkeit des Naturhaushalts und zum Arten- und Biotopschutz, sondern bringt die gesellschaftliche Forderung zum Ausdruck, landschaftliche Schönheit, natürliche und anthropogene Eigenart, Landschaftskultur und historische Kulturlandschaft zu bewahren, zu schützen, zu pflegen, zu entwickeln. Die Frage ist

also nicht, ob wir Weidelandschaften erhalten, die Frage kann allenfalls sein, wie wir es tun.

Anmerkungen:

- 1) Altes Testament: Psalm 23
- 2) Mann Thomas (1933) 1964: Josef und seine Brüder. Die Geschichten Jaakobs. Siebentes Hauptstück: Rahel. Die Gesprenkelten. S. 260 ff. S. Fischer-Verlag Ffm.
- 3) Altes Testament: Hoheslied.
- 4) Brockhaus Riemann Musiklexikon Bd. III, S. 277, Schott Mainz - Piper München, 1995.
- 5) Frieling, Heinrich: Gesetz der Farbe. Musterschmidt Göttingen, 1986.
- 6) Dimpfel, Rolf-A.: Ludwig van Beethoven. Sinfonie Nr. 6. Begleitheft zur CD. Sinfonieorchester des Norddeutschen Rundfunks Hamburg, Dirigent Günter Wand, 1989.
- 7) vgl.: Martin, Hans-Peter & Harald Schumann, 1996: Die Globalisierungsfalle. Rowohlt-Verlag, Reinbek bei Hamburg.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Hans Hermann Wöbse
Universität Hannover
Institut für Landschaftspflege und Naturschutz
Herrenhäuser Str. 2
D-30419 Hannover

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Laufener Spezialbeiträge und Laufener Seminarbeiträge \(LSB\)](#)

Jahr/Year: 2000

Band/Volume: [4_2000](#)

Autor(en)/Author(s): Wöbse Hans Hermann

Artikel/Article: [Weidelandschaft in Kunst und Kultur 17-26](#)